



## Zum Neuen Jahre.

Sei uns willkommen, neues Jahr,  
Schau uns ins Auge licht und klar!  
Sei uns begrüßt im Friedenschein!  
Blank ist die Schwelle — tritt herein!

Was du auch bringst, was du gewährt,  
Ob Leid du oder Glück bescherst,  
Ob Weh, ob Freude unser Los,  
Das ruht noch in der Tage Schoß.

Wir aber bringen frischen Mut,  
Betreues Wollen, reine Blut,  
Ein Herz voll Demut und Geduld,  
Voll Dank für Gottes Vaterhuld.

Drum, was du bringst, tritt fröhlich ein!  
Willkommen sollst du uns ja sein.  
Ein güt'ger Gott hat dich gesandt:  
Wir stehen in seiner Vaterhand.

Julius Lohmeyer.

## Mrs. Carrie Redfield.

Original-Roman von Arthur Zapp.

(Nachdruck verboten.)

### 1. Kapitel.

Hedwig Düring stand am Fenster des Coupés und plauderte mit ihrer Mutter. Es handelte sich zwar nur um eine Vergnügungsfahrt von einigen Wochen, aber dennoch war ihr Herz etwas schwer und beklemmt. Sie war die einzige Tochter, ihr Vater lebte nicht mehr, und während der letzten beiden Jahre hatte sie nicht einen einzigen Tag ohne ihre Mutter verbracht.

Es war an einem der ersten Tage des Juni; der Sommer setzte ziemlich warm ein und eigentlich mußte es eine Lust sein, der dunstigen Großstadt zu entfliehen mit der Aussicht, für die nächste Zeit die frische, reine Landluft atmen zu dürfen.

Ein zwiespältiges Gefühl war in dem jungen Mädchen von froher Erwartung und dumpfer Beklemmung, dazu kam das surrende Geräusch der geheizten, zur Abfahrt gerüsteten Maschine, das Rufen der Gepäckträger und das Vorbeistehen säumiger Reisenden, um die nervöse Erregung des jungen Mädchens noch zu steigern. Die Mutter gab mit besorgter Miene allerlei Verhaltensmaßregeln. Hedwig sah mit kampfhafter Verzerrung der Mundwinkel, die ein Lächeln bedeuten sollten, zu der Sprechenden hinab.

„Also umsteigen brauchst Du unterwegs nicht, Hedchen.“

„Ich weiß, Mama.“

„Wenn Du in Trümpe ankommst, wird wohl schon der Wagen von Waltershausen am Bahnhof sein.“

„Gewiß, Mama.“

„Und schreibe mir gleich am Abend ein paar Zeilen, und wenn's auch nur eine Postkarte ist, damit ich weiß, daß Du wohlbehalten angekommen bist.“

„Am besten ist's, ich befehle Dir, Mama.“

Frau Düring schwankte einen Moment lang.

„Ist nicht nötig, Kind,“ beschied sie sodann.

„Was soll Dir denn passieren?“

„Ja, was sollte mir denn —“

Sie brach plötzlich ab; ein Vorgang auf dem Perron lenkte ihre Aufmerksamkeit ab. Auch Frau Düring blickte nach dem Nebencoupe hin. Ein Herr und eine Dame waren herangehakt. Nun riß der Herr, ein elegant gekleideter junger Mann von kaum dreißig Jahren, die Tür des Nachbarcoupés auf und ließ seine Begleiterin einsteigen. In ihrem Außern lag etwas Fremdländisches, nicht nur in dem Schnitt des Kleides, in der Mode des Hutes und in der Frisur ihres Haars, auch in dem Ausdruck und der Struktur des Gesichtes. Der Teint und die feingezeichneten Züge hatten etwas ätherisches, ungemein zartes, womit seltsam der energische Zug um den Mund und das herrliche Blitzen der braunen Augen kontrastierten. Ihre

Figur war sehr schlank, der Gliederbau ungemein zart, aber der enganliegende Kermel der Seidenbluse ließ die kräftig entwickelten Muskeln sichtbar hervortreten.

Mit kräftigen, sicheren Bewegungen stieg sie ein; der Herr folgte nicht, sondern reichte ihr eine kleine Handtasche und einen leichten Sommermantel herein.

„O Dear!“ rief sie, leuchtend von dem schnellen Gange und strich mit einem feinen Spitzentäschentuch über das erhitzte Gesicht. „I am happy not to be to late!“

Frau Düring und Hedwig sahen sich überrascht an.

Frau Düring hob sich auf ihren Beinen und flüsterte ihrer Tochter zu: „Ich würde glauben, das sei Mistreß Redfield, wenn ich nicht wüßte, daß Deine Freundin geschrieben hat, sie käme einen Tag früher an als Du.“

Hedwig nickte.

„Sch dachte auch gleich daran, Mama.“

Unwillkürlich wandte sie ihre Aufmerksamkeit wieder der fremden Dame und ihrem Begleiter zu. Auch der junge Mann sprach fließend englisch, wenn auch mit einem deutlichen Accent, der bedeutete, daß er ein Deutscher war. Hedwig, die in der Pension gut englisch gelernt hatte, hörte, wie er bemerkte, daß sie sich ganz unnötigerweise eckaufstern hätten, denn der Zug habe offenbar Verspätung. In der Tat eilten noch einige Nachzügler heran, und der diensthabende Assistent gab immer noch nicht das Signal zur Abfahrt, obwohl die fahrplannmäßige Zeit gekommen war.

Die Fremde plauderte eifrig mit ihrem Begleiter, aber so leise, daß Hedwig, obwohl sie in unwillkürlicher Neugier lauschte, nichts mehr verstand. Mit verstohlenen beobachtenden Blicken bemerkte sie, daß das Mienenspiel der Fremden ein außerordentlich lebhaftes war. Sie sprach schnell, erregt; es schien, als ob sie sich über irgend etwas empöre. Aus ihren Blicken stammte lebhafter Unwille; ihre Lippen zuckten und jetzt flirrten ihre Augen heftig und ein paar Tränen rollten langsam über die Wangen.

„Be quiet, Mistreß Carrie!“ sagte der junge Mann tröstend. „You know, it is only for a short time . . .“ The happiness of your future depends upon it.“

„Was sagt er?“ wisperte Frau Düring neugierig ihrer Tochter zu.

Die Gefragte heugte sich, soweit sie konnte, herab.

„Er sagte: Sie solle doch ruhig sein. Es sei ja nur für eine kurze Zeit und das Glück ihrer Zukunft hinge davon ab.“

Frau Düring schüttelte verständnislos mit dem Kopfe.

„Ob es eine Engländerin ist?“ fragte sie ihre Tochter.

„Der Aussprache nach würde ich sie für eine Amerikanerin halten und auch wegen ihrer ganzen —“

Das Kommando des diensttuenden Stationsbeamten unterbrach sie.

„Abfahren!“

Nach reichte die alte Dame noch einmal der Tochter ihre Hand.

„Lebe wohl, Hedwig! Reise glücklich!“

Auch nebenan wurden die Abschiedsgrüße laut.

„Good bye, Mistreß Carrie!“

„Good bye, George!“

Der gelle Pfiff der Lokomotive ertönte. Der Zug wälzte sich anfangs schwerfällig vorwärts, um rasch ein schnelleres Tempo anzunehmen. Solange sie den Perron sehen konnte, winkte Hedwig lebhaft mit dem Taschentuch. Dann ließ sie sich auf die gepolsterte Bank sinken, wachte mit dem Taschentuch ein paar herborquellende Tränen ab und verzug in ein stilles Brüten. Es waren noch ein paar Damen in dem Frauencoups, aber Hedwig achtete nicht auf ihre Umgebung, sie war ganz ihren Gedanken hingegeben. Wie würde sich Mutchen ohne sie behelfen? Und welche Aufnahme würde sie selbst in Waltershausen finden? In den letzten

zwei Jahren hatte sie mit ihrer Freundin Marie von Bressentin zwar in lebhaftem Briefwechsel gestanden, gesehen hatten sie sich nur einmal, während einer kurzen Anwesenheit des Herrn von Bressentin und Mariens in Berlin. Im Pensionat zu Laußanne waren sie erklärte Bienenfreundinnen gewesen. Schon vor zwei Jahren hatte Marie sie eingeladen, sie auf einige Wochen zu besuchen. Aber dann war, als schon die Reise verabredet worden war, die Erkrankung der Mutter Mariens dazwischengefallen. Monatlang war Frau von Bressentin krank gewesen, sie hatte sich noch bis zum nächsten Frühjahr hingeschleppt, dann war die Leidende gestorben. Und als das Trauerjahr vorüber gewesen, hatte Marie ihre Einladung wiederholt und Hedwig hatte mit Erlaubnis ihrer Mutter gern angenommen, schwärmte sie doch für das Landleben, d. h. für das, was sie als Großstädtlerin fast nur dem Namen nach davon kannte. Eine Mitteilung Mariens hatte dazu beigetragen, daß sie dem Aufenthalt in Waltershausen noch mit größerem Interesse entgegen sah. Marie hatte nämlich geschrieben, daß eine junge Engländerin, eine Mistreß Redfield, in Waltershausen erwartet würde. Die Dame sei in Amerika verheiratet gewesen, unglücklich verheiratet, aber sie habe ihren Gatten schon nach kurzer Ehe wieder verloren. Mit Mrs. Redfields Eltern, die in London lebten, habe ihr Cousin Georg Luthard während seines vorjährigen Aufenthalts in England freundschaftliche Beziehungen angeknüpft und auf seine Bitte sei es geschehen, daß Herr von Bressentin sich bereit erklärt habe, die junge Witwe, die ebenjohr der Erholung wie der Zerstreuung bedürftig war, ein paar Monate bei sich aufzunehmen. Nun freute sich Hedwig Düring fast ebenso sehr auf die Bekanntschaft der interessanten Engländerin wie auf die Auffrischung ihrer Freundschaft mit Marie von Bressentin. Unwillkürlich wandten sich ihre Gedanken der Fremden im Nebencoups zu, die vor der Abfahrt auf dem Bahnhof ihr Interesse in Anspruch genommen hatte. Wenn es wirklich Mistreß Redfield wäre? . . . Hedwig lächelte über sich selbst. Als ob nicht auch andere Engländerinnen und Amerikanerinnen in Deutschland reisten!

Auf den Stationen, die der Zug passierte, paßte Hedwig scharf auf. Wohl lehnte sich die Fremde wiederholt aus dem Fenster ihres Coups, aber den Waggon verließ sie nicht. Erst in Stettin stieg sie aus, doch ohne ihre Tasche und ihren Mantel. Mit ihren elastischen, sicheren Bewegungen wandte sie sich dem Bahnhofrestaurant zu. Hedwig folgte ihr. Die Fremde forderte in fließendem Deutsch eine Flasche Seltenerwasser, setzte sich an einen der Tische und trank. Hedwig nahm an demselben Tische Platz und ließ sich ebenfalls eine Erfrischung geben. Gar zu gern hätte sie mit der Fremden ein Gespräch angeknüpft, aber das Bedenken, zudringlich zu erscheinen, hielt sie ab. Der Aufenthalt dauerte nicht ganz zehn Minuten. Dann ging es weiter. Auch in Stargard stieg die Fremde nicht aus. Möglich, daß sie nach Colberg reiste, dachte Hedwig. Freilich, für den Besuch eines Seebades war es jetzt, Anfang Juni, noch ungewöhnlich früh. Die nächste Station, Trampfe, war Hedwigs vorläufiges Ziel. Sie hätte fast einen Laut der Ueberraschung ausgestoßen, als sie bemerkte, daß gleichzeitig die Tür des Nebencoups geöffnet wurde und die Fremde elastisch herausprang. Im nächsten Moment erblickte Hedwig ihre Freundin Marie, die ihr mit ausgestreckten Armen entgegeneilte. Aber schon nach dem ersten herzlichen Kuß entwand sich Marie von Bressentin hastig den Armen der anderen.

„Du verzeihst,“ sagte sie und sah suchend den Zug hinauf und herab. „Ich erwarte noch einen Gast, Mistreß Redfield nämlich. Eine Depesche, die wir gestern von ihr aus Köln erhielten, benachrichtigte uns, daß sie erst heute antommen würde.“

Ueber Hedwig Dürings Antlitz lief ein Freuden-schein.

„Da ist sie!“ sagte sie und deutete diskret nach der Fremden hin, die sich, ihren Mantel und ihre

Tasche am Arm, dem Ausgange der Bahnhofshalle näherte.

Marie von Bressentin war überrascht.

„Kennst Du sie denn?“

Die Gefragte berichtete mit ein paar Worten, daß die Fremde schon bei der Abfahrt ihre Aufmerksamkeit erregt und daß sie sich der englischen Sprache bedient habe. „Uebrigens,“ fügte sie lächelnd hinzu, „es ist außer mir die einzige Dame, die in Trampfe ausgestiegen ist.“

„Dann komm!“

Sie eilten der Engländerin nach, die eben nicht minder eilig den Bahnhof verließ und auf die Straße hinaus trat. Mit dem sicheren Wesen des Menschen, der große Fahren hinter sich hat und sich in der Welt zurechtzufinden weiß, trat sie auf den Kutcher des herrschaftlichen Wagens zu, der vor dem Bahnhof hielt.

Marie und Hedwig näherten sich ihr rasch.

„I beg your pardon,“ nahm Marie das Wort, „Mistreß Redfield?“

Lebhaft wandte sich die Engländerin herum.

„Yes, I am. Are you Miss von Bressentin?“

Marie bejahte und stellte dann ihre Freundin vor, die mit demselben Zuge angekommen und die ebenfalls so liebenswürdig sei, den Bewohnern von Waltershausen mit ihrem Besuch eine angenehme Zerstreuung zu bieten.

Man schüttelte einander erfreut die Hände. Mrs. Redfield gab ihrem Bedauern Ausdruck, daß sie nicht das Vergnügen gehabt habe, mit Fräulein Düring die Reise zusammen zurückzulegen, dann stieg man ein. Auch unterwegs war die Unterhaltung zwischen den drei jungen Damen lebhaft, um so mehr, als die landschaftlichen Reize der Gegend nicht gerade hervorragend waren. Meist flaches Ackerland, hin und wieder zeigten sich den Blicken ein paar Hügel und ein Nadelwald.

Mrs. Redfield erzählte, daß sie eine stämmige Heberfahrt über den Kanal gehabt und deshalb den Schnellzug in Köln nicht rechtzeitig erreicht habe. Das sei der Grund gewesen, weshalb sie sich um einen Tag verspätet habe.

Marie von Bressentin erkundigte sich, wie ihr Berlin gefallen habe.

„O, ich habe nur ein paar Stunden Aufenthalt gehabt,“ entgegnete die Engländerin. „Was ich gesehen habe, hat mir sehr gefallen. Ihr Cousin, Herr Luthard, nahm eine Droschke und zeigte mir die Hauptsehenswürdigkeiten: das alte Schloß, die Linden und den Tiergarten mit der Siegesallee. Ich fand alles wundervoll.“

„Mein Cousin erwartete Sie natürlich bei Ihrer Ankunft am Bahnhof?“

„Ja, Herr Luthard war sehr liebenswürdig und ich bin ihm zu großem Dank verpflichtet.“

„Mein Cousin hat gewiß sehr gern diese angenehme Pflicht erfüllt. Aber wie hat er Sie denn auf dem Bahnhof unter den vielen Antommenden erkannt?“ Er hatte Sie ja doch noch nie gesehen?“

„Nein. Als er im vorigen Jahre in London weilte und mit meinen Eltern bekannt wurde, war ich noch in Amerika. Er erkannte mich aber nach einer Photographie, die ihm meine Eltern geschickt hatten.“

Hedwig Düring sah erstaunt auf. Wie? Herr Luthard und die Engländerin hatten sich zum erstenmal gesehen? Hatte er sie nicht Mistreß Carrie genannt und sie ihn einfach George? Oder war es ein anderer Begleiter gewesen, den sie in der Gesellschaft der Engländerin kurz vor der Abfahrt von Berlin auf dem Bahnhof gesehen hatte?

„Da scheint ich auch das Vergnügen gehabt zu haben, Deinen Cousin kennen zu lernen,“ bemerkte sie zu Marie, während sie einen verstohlenen Blick auf Mrs. Redfield richtete.

„Wie?“ fragte Marie von Bressentin verständnislos. „Du hast Georg gesehen?“

„Ohne zu wissen, daß er es war,“ antwortete die Gefragte, während sie bemerkte, daß ein unruhiger Blick in den Augen der Engländerin aufzuckte. „Ich erzählte Dir schon, daß mir Mistreß Redfield auffiel, als sie kurz vor dem Abgang des

Zuges einstieg und mit einem großen schlanken, blonden Herrn ein paar englische Worte wechselte. „Das war Georg!“ rief Marie von Bressentin lebhaft.

Ueber der Engländerin Gesicht lief ein blüh-schnelles Erschrecken und sie fragte hastig: „Wie? Sie haben mich auf dem Berliner Bahnhofe gesehen?“

„Nur für eine kurze Sekunde,“ antwortete Hedwig. „Ich hörte, wie Sie Ihrem Begleiter gegenüber Ihre Zufriedenheit ausdrückten, daß Sie noch rechtzeitig den Zug erreicht hatten.“

Die Engländerin nickte und sah ihre Nachbarin argwöhnlich von der Seite an. Aber Hedwig Düring blickte unbefangen in die Weite und erkundigte sich bei ihrer Freundin nach dem Namen der einzelnen Dörfer, deren Kirchtürme in der Entfernung aufstachen.

Nach einer scharfen, fast einstündigen Fahrt fuhr man vor dem Herrenhause in Waltershausen vor. Herr von Bressentin, ein Mann Anfang oder Mitte der Fünfzig, stand an der Aufsahrt und empfing die Damen sehr chevaleresk. Er küßte beiden die Hand. Mit Hedwig Düring war er von seinen Besuchen in Kaufanne und in Berlin schon bekannt. Mit sichtlichem Interesse ruheten seine Augen auf der hübschen, eleganten Erscheinung der Engländerin. Hinter ihm tauchte ein junger Mann auf, den Herr von Bressentin nach der Begrüßung den Damen vorstellte: „Mein Sohn Arzel.“

Der junge Mann verbeugte sich etwas besangen. Es lag etwas Schüchternes, Verlegenes in seinem Wesen, das Hedwig auffiel. Seine Augen blinzelten unruhig, sein Gesicht wechselte die Farbe, wie unter einer verhaltenen inneren Bewegung. Als man im Wohnzimmer um den Tisch herum Platz genommen hatte, ließ er etwas abseits im Schatten. Von hier richtete er seine Augen unablässig auf die Engländerin, die mit Herrn von Bressentin unbefangen plauderte, lebhaft von ihrer Reise erzählte und nur hin und wieder einmal rasch, verstoßen den Blick zu ihm hinüberzuweisen ließ.

Im Herrenhause zu Waltershausen pflegte man früh zu Bett zu gehen. Heute wurde von dieser Gewohnheit umloeweniger abgesehen, als die beiden Gäste sich ermüdet fühlten. Die Fremdenzimmer und Marie's Schlafzimmer lagen im oberen Stockwerk, die der Herren im Erdgeschloß. Die drei jungen Damen waren etwa die halbe Treppe hinaufgestiegen, als die Engländerin noch mit einem haltigen: „Excuse me! Meine Handtasche!“ kehrt machte und die Treppe wieder hinabstieg. Hedwig sah an der Wendung der Treppe, daß Mrs. Redfield sich zu dem Garderobenständer, der im Flur stand, wandte. Arzel von Bressentin, der mit einem Leuchter in der Hand rasch auf den Flur hinausgehetten war, war ihr behilflich. Er reichte ihr die Tasche und Hedwig glaubte zu sehen, daß er bei dieser Gelegenheit mit der Engländerin einen kurzen, verstoßenen Händedruck tauschte. Aber das war doch nur eine Vorspiegelung ihrer Einbildungskraft, die von der ganzen fremdbarrigen Erscheinung der Engländerin schon während der Reise lebhaft angeregt worden war? Tatsache war, daß auf Mrs. Redfield's Wangen brennende Röte flammte, als sie leichtfüßig die Treppentufen hinaufsprang.

Mrs. Redfield's Zimmer lag am Ende des langen Korridors, während Marie und Hedwig ihre Zimmer nebeneinander, ungefähr in der Mitte, hatten. Marie begleitete ihre Freundin in ihr Zimmer. Sie hatten beide das Bedürfnis, ihre Herzen noch vor einander ein wenig zu erleichtern. Vor allem drängte es sie, ihre Ansichten über die interessante Fremde auszutauschen.

„Wie findest Du Mrs. Redfield?“ fragte Marie. „Sie ist hübsch,“ antwortete die andere, zunächst etwas zurückhaltend. „Nicht wahr? Ich finde sie so — so eigenartig.“ „Die Arme! Ich schäpe sie auf höchstens vier- undzwanzig, und dabei schon Witwe.“ Marie's Miene nahmen einen wichtigen,

ersten Ausdruck an. Unwillkürlich warf sie einen scheuen Blick um sich, als fürchtete sie, von einem unerwünschten Horcher gehört zu werden und ihre Stimme dämpfte sich.

„Sie ist gar nicht Witwe.“ „Wie?“ Aus Hedwig Dürings sich weit öffnenden Augen leuchtete spannendes Interesse.

„Papa sagte es mir gestern: sie ist eine geschiedene Frau.“ „Ah!“

„Ist sie nicht zu bedauern? So jung und hat schon so trübe Erfahrungen machen müssen. Ich denke es mir furchtbar: sich erst zu verheiraten, womöglich aus Liebe, und dann erkennen zu müssen, daß man sich getäuscht hat. Ich glaube, ich würde sterben vor Gram und Schande. Meinst Du nicht, Hedwig?“

Diese nickte zerstreut. Ein Gedanke fuhr ihr durch den Kopf.

„Sage mal,“ fragte sie, „ist Dein Cousin, Herr Luthard, auch in Amerika gewesen?“

„Georg? Nein! Wie kommst Du darauf?“

Ein paar Sekunden lang fühlte sich Hedwig Düring verlegt, von ihrer Wahrnehmung auf dem Bahnhofe in Berlin zu erzählen, die darauf hinzu-deuten schien, daß sich Georg Luthard und Mrs. Redfield nicht mehr so ganz fremd gegenüberstanden. Aber ein echt mädchenhaftes Empfinden hielt sie ab, davon zu sprechen. Die Jahre hatten doch der ehemaligen rückhaltlosen Intimität zwischen den beiden Pensionfreundinnen viel Abbruch getan. Und so wick sie aus, indem sie erwiderte: „Ich dachte nur so,“ und rasch ließ sie die Frage folgen: „Ist Dein Bruder leidend?“

„Nein, warum?“ „Er kam mir blaß und abgesspannt vor. Und dann ist er so still.“

„Er fühlt sich noch nicht so recht zu Hause. Er ist ja erst seit zwei Monaten wieder hier.“

„Ja, Du schreibst es mir. Aber warum war er denn so viele Jahre im Ausland? Und warum hast Du mir früher nie von ihm erzählt?“ Marie von Bressentin errödete und zögerte eine Weile mit der Antwort.

„Warum sollte ich es Dir nicht offen sagen,“ erklärte sie endlich. „Es ist ja nun alles wieder gut geworden und Du bist meine beste Freundin. Denke Dir nur, Arzel hatte es sich als Gymnasialist in den Kopf gesetzt, Schauspieler zu werden. Papa wollte natürlich nichts davon wissen, sondern sein Wunsch war, Arzel sollte Landwirtschast studieren, seiner wollte nachgeben, und da ging Arzel mit einer Schauspielertruppe, die in unserer Kreisstadt Vorstellungen gab, bei Nacht und Nebel davon. Papa war außer sich und sagte sich ganz von ihm los. Seine Empörung war so groß, daß er, als Arzel später in Amerika ein Engagement angetreten hatte, seine Briefe nicht beantwortete und auch nicht duldete, daß einer von uns schrieb. Als nicht duldet, daß einer von uns schrieb. Als Mama auf dem Sterbebette lag, versprach ihr Papa, Arzel alles zu verzeihen und ihn wieder bei sich aufzunehmen. Du siehst, Papa hat sein Versprechen eingelöst. Freilich, es war nicht leicht, Arzels Aufenthalt ausfindig zu machen und ihm Nachricht zukommen zu lassen. Seit Jahren waren wir außer aller Verbindung mit ihm. Erst als Papa in großen amerikanischen Zeitungen einen Aufruf hatte einrücken lassen, meldete sich Arzel. Ich bin recht froh, daß mein Bruder wieder da ist. Ich habe mich oft nach ihm gesehnt.“

Hedwig Düring umarmte ihre Freundin und küßte sie mit dem Ueberflusse ihres jugendlich und mädchenhaft lebhaften Gefühls.

„Wie gefällt Dir Arzel?“ fragte Marie von Bressentin plötzlich.

Die andere zuckte mit den Achseln. „Ich kenne ihn ja doch kaum.“

„Ich meine sein Aeußeres.“

Hedwig Düring lächelte schelmisch. „Ich finde, er hat viel Aehnlichkeit mit Dir. Also muß er wohl hübsch sein.“

„Du!“ Marie drohte schalkhaft mit dem Finger. „Weißt Du, warum ich Dich danach ge-

fragt habe,“ setzte sie mit einem verschämten Blick hinzu.

„Nun?“ „Weil Papa gern möchte, daß er Dir gefiele.“ Die andere blickte erstaunt und errödete dann leicht.

„Du weißt,“ sprach Marie von Bressentin weiter, „daß Papa immer ein Faible für Dich gehabt hat. Jedesmal, wenn er mich in Kaufanne besuchte oder in Berlin gewesen war und Dich gesehen hatte, sagte er zu mir: Deine Freundin ist reizend. Sie hat so etwas Frisches und Natürliches, wie man es gerade bei Großstädterinnen selten findet, und dabei liegt in ihrem Wesen etwas Gediegenes, Ernstes. Und als wir neulich von Deiner bevorstehenden Ankunft sprachen, meinte er: solch eine Schwiegertochter wünschte ich mir einmal. Es ist mein Wunsch, daß Arzel sich bald verheiratet, und keine der wenigen Damen in der Umgegend gefällt mir so, wie Hedwig Düring.“

Die Gelobte errödete diesmal heftiger als vorher.

„Dein Papa hat doch nur geseherzt,“ sagte sie. Und dann die Anwandlung mädchenhafter Verlegenheit rasch bekämpfend, fügte sie scherzend hinzu: „Uebrigens entspricht Dein Bruder gar nicht meinem Ideal.“

„Deinem Ideal?“

„Nun ja, erinnerst Du Dich nicht, daß, wenn wir gelegentlich in der Pension von unseren Idealen sprachen, ich immer erklärte: ich könnte mich einmal nur in einen blonden, großen, schlanken Herrn verlieben. Dein Bruder aber ist eher klein als groß und tief brünett.“

Die andere nickte lebhaft.

„Und ich schwärmete dagegen immer für dunkle Haare und dunkle Augen. Erinnerst Du Dich noch?“

„Freilich. . . Mein Gott, wie überspannt wir doch damals waren! . . . Aber nun ist genug geschwätzt worden. Gute Nacht!“

Marie von Bressentin ging in das Neben-zimmer, die Tür weit hinter sich auflassend. Als sie schon beide im Bett lagen, ertönte noch einmal Marie's neckische Stimme.

„Du, es wäre doch eigentlich furchtbar nett, wenn Du meine Schwägerin wädest!“

„Pui, Miez! Wenn Du mich ärgerst, fahre ich morgen früh wieder nach Hause.“

„Um Gotteswillen! . . . Uebrigens, Du hast recht: es ist dummes Zeug, davon zu reden. Schließlich kommt es doch immer anders. Und die Hauptsache ist doch, daß die Charaktere zu einander passen und daß sich das Herz zum Herzen findet.“

„Ja, das ist es.“ Wenige Minuten später waren die beiden Mädchen fest eingeschlafen. Hedwig Dürings Schlaf aber unterbrach ein wilder Traum. Zwei Männer, ein blond, der Georg Luthards Aeußere hatte, und ein brünetter, dessen Antlitz die Züge Arzel von Bressentin's zeigte, kämpften um sie mit großen Schwertern. Da tauchte plötzlich die hüßlichenhafte Gestalt der Engländerin vor ihr auf und lockte sie mit ihren blickenden, herausfordernden Augen. Und beide verließen die, um die sie noch eben erbittert miteinander gekämpft hatten, und knieten vor Mrs. Redfield nieder. Diese aber lachte sie aus und dreht ihnen den Rücken und die beiden Männer kehrten sich mit verdoppelter Wut gegen einander, und der eine durchbohrte den andern mit seinem Schwerte, daß das Blut hoch aufsprühte.

Mit einem Schrei fuhr die Träumende empor und richtete sich zitternd auf und schaute erschreckt um sich. Sie dachte eine Weile nach, bis sie sich erinnerte hatte, wo sie war. Das Herz schlug ihr heftig und der Atem wurde ihr schwer. War es die Nachwirkung des gräßlichen Traumes oder die Hitze im Zimmer? Keine erhob sie sich und öffnete den oberen Flügel des Fensters. Dann legte sie sich wieder nieder und versank augenblicklich in einen tiefen, ruhigen Schlaf.

(Fortsetzung folgt.)

# Gefesselt.

Roman von F. Arnefeld.

(S. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

Wartof schüttelte energisch den Kopf. „Ich kenne keinen Marquis von Maleville, lassen Sie mich gefälligst in Ruhe.“

Er wies nach der Tür. Der andere rührte sich nicht von der Stelle.

„Ich bedauere, Ihrer Aufforderung nicht Folge leisten zu können,“ erwiderte er immer noch sehr höflich, aber sein Ton hatte eine gewisse ironische Beimischung, „ich habe den bestimmten Auftrag, Sie an das Sterbebett des Marquis zu geleiten.“

Wartof sah jetzt den vor sich Stehenden genauer an und wurde von einer lebhaften Unruhe erfasst. „Wer sind Sie, mein Herr?“ fragte er.

„O, mein Name tut nichts zur Sache, ich bin ja nur der Beauftragte Ihres sterbenden Freundes.“

„Aber ich habe keinen sterbenden Freund!“ rief Wartof mit dem Fuße stampfend.

„Sie wählten, er sei schon tot,“ sagte der andere und trat jetzt dicht an ihn heran, „nun denn, Herr Wartof, der Irrtum war auf Ihrer Seite. Der Marquis ist noch einmal zu sich gekommen.“

„Das ist nicht möglich!“ rief Wartof, sich vergessend, fügte aber sogleich verbessend hinzu: „Ich wollte sagen, es ist nicht möglich, daß ich gemeint bin, wahrscheinlich ein anderer Wartof —“

„Alexis Wartof aus Warschau, so lautet Ihr Name. Doch spielen wir nicht länger Verstecken. Ich bin der Polizeikommissar Meienberg und bin gekommen, um Sie zu verhaften.“

Wartof prallte zurück, setzte sich aber sogleich wieder aufs hohe Pferd. „Mir scheint, ich habe es mit einem Wahnsinnigen zu tun. Verlassen Sie augenblicklich dieses Zimmer, oder ich rufe um Hilfe.“

„Die ist ganz in der Nähe, ich habe sie mitgebracht,“ erwiderte der Polizeikommissar; „je weniger Lärm Sie machen, desto besser wird es für Sie sein.“

„Herr, nehmen Sie sich in acht, ich bin russischer Untertan! Unsere Bottschaft —“

„Schützt keine Mörder,“ fiel der Kommissar ein und fügte, ohne ihm Zeit zu einer Entgegnung zu lassen hinzu: „Sie haben gestern Abend zwischen acht und neun Uhr im Neuen Garten in Potsdam den Marquis von Maleville räuberisch überfallen und ihn tödlich verwundet.“

„Das ist nicht wahr, das lügt er angesichts des Todes!“ schrie Wartof. „Ich habe weiter nichts getan, als mich meiner Haut gewehrt!“ Er bereute sofort dieses rasche Wort, aber es war bereits zu spät.

„Ah, Sie erinnern sich jetzt seiner,“ sagte der Polizeikommissar, „ich wußte es ja, man muß Ihrem Gedächtnis nur in geeigneter Weise zu Hilfe kommen.“

Wartof wollte sich wieder aufs Leugnen legen und behauptete, der Polizeikommissar habe seine Äußerung mißverstanden. „Ich bin Ausländer, ich drücke mich mangelhaft aus —“ wollte er sich entschuldigen.

„Für haben Sie Ihre Stiefel, die Sie in dem Junkerschen Geschäft in der Leipziger Straße gekauft haben, recht lesbar eingedrückt,“ sagte der Beamte und schaute dem Abenteuerer auf die Füße.

Jetzt war Wartof erdbasiert. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu,“ murmelte er.

„Alles Leugnen ist nutzlos, wir wissen, daß Sie der Mörder sind.“

„Nein, ich bin kein Mörder, das lügt der Glende; das eigene Leben, das er bedrohte, habe ich gegen ihn verteidigt!“ schrie jetzt Wartof.

„Wenn sich die Dinge so verhalten, haben Sie um so weniger Grund, den Vorfall in Abrede zu stellen,“ sagte der Polizeikommissar; „folgen Sie mit.“

„Aber, mein Herr, Sie sehen doch, daß ich im Begriffe bin, abzureisen.“

Der Kommissar lächelte. „Ich hätte Sie nicht für so naiv gehalten, Herr Wartof, Ihre Abreise wird nicht stattfinden.“

„Lassen Sie mich fort, was kann Ihnen daran liegen, mich hier zu behalten?“ bat Wartof. „Davon wird Maleville nicht wieder gesund, und, unter uns gesagt, viel verliert die Welt nicht an ihm.“

„Das habe ich nicht zu entscheiden, ist auch für den vorliegenden Fall belanglos,“ entgegnete Meienberg kalt.

„Herr Kommissar, Leben und Leben lassen,“ sagte Wartof mit leiser Stimme und legte ihm vertraulich die Hand auf die Schulter, „ich bin gut bei Kasse; wollen Sie fünf, wollen Sie zehntausend Mark?“

Meienberg stieß ihn unsanft zurück.

„Vergessen Sie nicht, daß wir in Deutschland sind,“ sagte er hart, „und genug des unnützen Sins und Herberens.“ Er öffnete die Tür. Ein paar Polizeibeamte, welche auf dem Vorplatz gewartet hatten, traten ein. Der Kommissar bedeutete sie, die Sachen des Verhafteten zu untersuchen. Man fand außer den Stiefeln, die ebenso genau wie die des Professors von Silbach dem genommenen Maß entsprachen, ganz unten im Koffer ein Hemd, dessen Vorderesack und Manschetten mit Blut besetzt waren. Es hätte dieses lebenden Zeugen nicht erst bedurft, der Verbrecher war ohnehin überführt.

Der Polizeikommissar ließ eine Drofschleife holen und brachte Wartof nach dem Polizeigebäude am Rossenmarkt, wo das erste Verhör mit ihm angestellt ward, worauf seine Ueberführung nach Potsdam stattfinden sollte.

Meienberg hatte ebensowenig Ernst v. Silbach für den Mörder gehalten, wie er Annies kindlichem Geständnis Glauben schenkte, und wenn er diese Anschauung nicht ausdrücklicher ausgesprochen hatte, so war dies nur gesehen, weil er durch die Verhaftung des Professors den wahren Täter sicher zu machen hoffte. Diesen vermutete er aber in einem Spiegelschilde des Ermordeten. Auch der Umstand, daß Silbachs Stiefelform und Maß genau den auf dem Schauplatz der Tat gefundenen Spuren entsprach, machte ihn in seiner Meinung nicht wankend, wohl aber hoffte er, daraus für seine Nachforschungen Vorteil ziehen zu können.

Einen weiteren Anhaltspunkt gaben ihm alsdann die Bruchstücke der Hotelrechnung. Er telegraphierte die abgerissenen Silben mit seinen daran geknüpften Vermutungen an die Kriminalpolizei nach Berlin und fand sie bei seiner Ankunft bereits auf das Glücklichsche benutzt.

Man hatte daselbst auf den Deutsch-Russen oder Polen — ganz genau war man über seine Nationalität nicht im Klaren gewesen — bereits ein wachsameres Auge gehabt, da er sich des Hazardspiels, wenn nicht gar des falschen Spiels verdächtig gemacht; man wußte ferner, daß er am vergangenen Tage gegen Abend nach Potsdam gefahren und mit dem letzten Zuge zurückgekehrt war. Es war auch noch ermittelt worden, daß er schon an diesem Morgen seine Rechnung im Hotel gefordert habe, um abzureisen, dann aber erklärt habe, er müsse noch bis zum Abend bleiben. Dabei hatte er auf die Schwerefälligkeit der Berliner Bankhäuser gescholten, die Schwierigkeiten machten, gute Wechsel einzulösen.

Dies alles hatte der Polizeibeamte, der Meienberg am Bahnhof erwartet, diesem zu seiner großen Genugtuung mitgeteilt. Der Kommissar war hierauf nach dem Junkerschen Laden gegangen, um gewissermaßen die Probe aufs Exempel zu machen, und als auch diese stimmte, hatte er sich in Begleitung einiger Beamten nach dem Hotel du Nord begeben, um die Ergreifung des Mörders zu bewirken.

## 13. Kapitel.

Trotz des inzwischen vorgerückten Abends wurde Wartof sofort nach seiner Einlieferung in Gegenwart des Kommissars Meienberg von einem Beamten der Kriminalpolizei vernommen. Er machte zuerst allerlei Ausflüchte, behauptete, überumpelt, überfallen zu sein, nur Zugeständnisse

gemacht zu haben, um sich des ihn bedrängenden Polizeibeamten zu erwehren. Auch seine mangelhafte Kenntnis der deutschen Sprache führte er wieder als Ursache der entstandenen Mißverständnisse an, und endlich berief er sich abermals auf jene Eigenschaft als russischer Untertan.

Der Polizeirat ließ ihn eine Weile toben, dann wies er auf das bei ihm gefundene blutbefleckte Hemd und fragte, wie er denn das Vorhandensein dieser Dinge erkläre.

Er habe sich vor einiger Zeit beim Rasieren geschnitten, mit dem Blute das Hemd besetzt und dieses dann in den Koffer geworfen, heute beim Packen sei es ihm erst wieder in die Hände gekommen.

Der Beamte lächelte spöttisch. Das Blut sei frisch und könne unmöglich von einem kleinen Schnitt mit dem Rasiermesser herrühren. Er habe ja überdies dem Polizeikommissar seine Geständnisse gemacht, und man werde ihn in Potsdam auch noch an die Leiche des Ermordeten führen.

Bei dieser Drohung schüttelte ein Grauen die Glieder des Russen.

„Ist er schon gestorben?“ fragte er.

„Man hat ihn bereits tot gefunden.“

„Er — er hat nicht gegen mich ausgesagt?“

fragte Wartof mit weit aufgerissenen Augen und geriet in eine wahre Verlesterwut, als ihm klar ward, daß nicht sein sterbendes Opfer ihn verraten hatte, sondern daß er in die geschickt gelegte Schlinge eines sehr erfahrenen Polizisten getreten sei. Wieder ließ ihn der Polizeirat gewähren, denn in seinem blinden Zorn sprudelte er die Tatsachen heraus, die er vorher in Abrede gestellt.

Zuletzt machte sich seine Galle noch Luft gegen den Toten, der ihn zu der Tat gezwungen habe, und gegen die Beamten des Bankhauses, welche ihm ohne die Zustimmung des am Frühmorgen noch nicht im Kontor anwesenden Chefs die verlangte Summe nicht hatten auszahlen wollen und dadurch seine Abreise bis zum Abend verzögert hatten.

„Hätte ich das Geld in der Tasche gehabt, dann wäre ich längst über alle Berge gewesen, und all Ihr Espionieren würde Ihnen nichts geholfen haben.“

„Sie vergessen den Telegraphen,“ erwiderte Meienberg.

„Und scheinen nicht zu wissen, daß Rußland gemeine Verbrecher ausliefert,“ fügte der Polizeirat hinzu.

„Ich bin aber kein gemeiner Verbrecher!“ fuhr Wartof auf. „Es war Nothwehr.“

„Sie geben endlich zu, den Marquis von Maleville erstochen zu haben?“ fiel der Polizeirat schnell ein.

Wartof zuckte die Achseln. „Ich sehe ein, daß ich schon zu viel gesagt habe und nicht mehr zurück kann,“ versetzte er; „ja, ich hab's getan, aber nicht, um ihn zu berauben — es war überhaupt nicht viel bei ihm zu holen — auch nicht aus Rachsucht, sondern nur, um mich zu verteidigen.“

Der Kommissar flüsterte dem Polizeirat einige Worte zu, und dieser sagte: „Erzählen Sie den Hergang der Sache, vor allem erklären Sie aber, in welchem Verhältnis Sie zu dem Marquis von Maleville gestanden haben.“

„Meinetwegen,“ erwiderte Wartof, der klug genug war, einzusehen, daß die größte Offenheit jetzt für ihn die beste Politik sein dürfte. „Schlimmer kann ich meine Sache dadurch nicht machen, sondern nur besser. Aber die Geschichte ist lang.“

„Tut nichts,“ erwiderte der Polizeirat lächelnd, während Meienberg sich auf einige Minuten entfernte, um ein Telegramm an den Amtsrichter Greger in Potsdam abzufertigen. Als er zurückkam, hatte Wartof seine Erzählung bereits begonnen.

Es ging daraus hervor, daß Maleville wirklich einer vornehmen französischen Familie entstammte. Wartof und der Marquis waren einander wiederholt in europäischen Hauptstädten begegnet, bald als Rivalen, die einander entgegen arbeiteten, bald

Hatten sie gemeinsame Sache gemacht, wie es gerade ihr Vorteil erheischte; waren doch beide, wie der Erzähler sich ausdrückte, darauf angewiesen, von ihren „guten Einfällen“ zu leben.

Ende des vergangenen Winters hatten beide in London eine unangenehme Geschichte gehabt, infolge deren sie sich schleunigst nach dem Festlande aufgemacht hatten. Sie waren jedoch in Verbindung geblieben, denn sie hatten vor, sich wieder zu einem Unternehmen zu vereinigen, von dem sie sich einen großen Gewinn versprachen. Sie wollten nach Rußland gehen, in Petersburg, Moskau und Odeffa, wo Warfok das Terrain kannte, sollte Maleville mit seinem alten Namen und einer schönen jungen Frau ein glänzendes Haus machen, und in diesem sollte gespielt werden. Man hoffte auf diese Weise große Summen von den reichen russischen Kavaliere zu erbeuten.

Maleville zeigte seinem Genossen triumphierend an, daß er die für ihre Pläne erforderliche schöne und liebenswürdige junge Dame entdeckt und sich zur größeren Sicherheit mit ihr trauen lassen wolle. Es gelang ihm auch wirklich, die Erforente unter falschen Vorpiegelungen mit nach Cannes zu nehmen und dort zu einer heimlichen Trauung zu verleiten, unmittelbar darauf kam aber der Rückschlag. Maleville ward wegen einiger alten Geschichten, die er auf dem Kerbholz hatte, von der Polizei erfaßt.

Es gelang ihm zwar, den Hals wieder aus der Schlinge zu ziehen und schnell auf freien Fuß zu gelangen, inzwischen war aber die junge Frau über seinen wahren Charakter aufgeklärt worden und entflohen.

Dadurch war fürs erste der so schön erfommene Plan durchkreuzt. Warfok ging auf eigene Hand auf Kunsttrefen. Maleville machte sich aber auf die Suche nach seiner Frau. Die Spur derselben führte ihn zuerst nach Paris und von dort nach Deutschland; in Potsdam fand er sie endlich wieder, und da er wohl wußte, wie wenig Gültigkeit seine Ehe vor dem Gericht hatte, suchte er die unerfahrene junge Dame zu ängstigen und einzuschüchtern, damit sie ihm, ohne jemand davon etwas zu sagen, folge.

Auch Warfok war nach Berlin gekommen, die beiden Spießgesellen verkehrten aber nur mit der größten Vorsicht miteinander. Der erstere nahm es mit seinem Umgang und seinem Ruf nicht sehr genau. Maleville wollte aber als vornehmer Herr auftreten, um als solcher von Berlin aus an die Petersburger Gesellschaft empfohlen zu werden. Die Folge davon war eine große Obbe in seiner Klasse, denn er trat standesgemäß auf, und wenn er auch den adeligen Herren, die er in neue Spiele einweihte, etliche Goldstücke abnahm, durfte er doch nicht wagen, sie so zu rupfen, daß er Verdacht erregt hätte.

Desto bessere Geschäfte hatte Warfok gemacht; er war sehr gut mit Geldmitteln versehen, half seinem Freunde aus und war auch erbötig, die Kosten für dessen Reise nach Petersburg und des ersten Aufstretens mit seiner Gemahlin daselbst zu tragen. Maleville hatte ihm schon ein paar mal Geldsummen abgenommen unter der Vorpiegelung, die Reise solle am nächsten Tage von Statten gehen, dann aber immer Ausflüchte gebraucht. Warfok war mittlerweile mißtrauisch geworden, hatte für die Reise eine bestimmte Frist gesetzt und den braven Marquis endlich beschuldigt, es sei gar nicht wahr, daß die junge Frau in der Nähe sei, er suche nur ihn unter diesem Vorwande auszubenten; ehe er die Frau gesehen und aus ihrem Munde gehört habe, daß sie mit ihm gehe, gebe er kein Geld mehr.

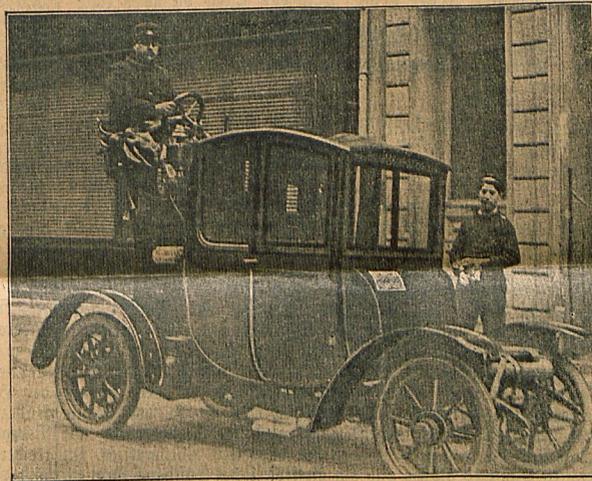
Da war Maleville aufgefahren, hatte sich auf sein Ehrenwort als Kavaliere berufen, Warfok hatte

ihn aber ausgelacht und war fest geblieben, endlich hatte Maleville gesagt: „Gut, finden Sie sich morgen Abend gegen 9 Uhr im Neuen Garten auf derselben Stelle ein, wo wir schon öfter zusammengetroffen sind, dorthin werde ich Ihnen meine Frau bringen, und Sie werden sehen, wie kirre ich sie gemacht habe. Bringen Sie nur das Geld mit, denn die Reise kann unverzüglich von Statten gehen.“

Warfok war darauf eingegangen, hatte aber, eine Falle besitzend, seine Vorsichtsmaßregeln getroffen, indem er erstens kein Geld mit sich nahm, und zweitens früher kam, um Maleville zu beobachten.

Er sah ihn das Hotel Harms verlassen, schließlich ihm vorsichtig nach, bemerkte, daß er in der Nähe des Marmorpalais auf- und abging, versteckte sich, sah dann eine verhüllte Frauengestalt kommen und war Zeuge der zwischen dem Marquis und Annie stattfindenden Unterredung, welche mit einer völligen Niederlage des Franzosen endete.

Warfok war Menschenkenner genug, um einzusehen, daß es Annie völlig Ernst sei mit der Erklärung, sie wolle lieber sterben, als dem Marquis nach Rußland folgen.



Das neue Pariser Automobil-Cab.

Seit einigen Tagen verkehren in den Straßen von Paris Automobil-Cabs, die sich von den gewöhnlichen Automobilen dadurch unterscheiden, daß der Platz für den Chauffeur erhöht hinter dem Coupé angebracht ist. Der Chauffeur erhält dadurch einen freieren Ausblick und eine größere Sicherheit in dem riesigen Wagenverkehre von Paris.

Sobald die junge Dame Maleville verlassen, trat Warfok hervor und machte ihm Vorwürfe, daß er ihn getäuscht und eine Sache als sicher hingestellt habe, die aussichtslos sei. Maleville antwortete mit Scheltworten, daß er ihn belauscht habe, zog dann aber gelindere Saiten auf und sagte, es sei noch gar nichts verloren, er werde schon Mittel finden, sein widerspenstiges Wögelchen wieder in den Käfig zu locken. Als Warfok das befrügte, erwiderte er lachend, dann werde ich schon eine andere finden, welche mit ebenio gutem Anstande die Frau Marquise spiele. Es sei nichts weiter verloren als die Summe, die er noch für den längeren Aufenthalt in Berlin brauche, Warfok möge sich nicht sperren und sie herausrücken, er trage das Geld ja gewiß bei sich.

Dieses Anstinnen lehnte der Russe ganz entschieden ab und rühmte sich seiner Klugheit, kein Geld zu dieser Unterredung mitgebracht zu haben. Maleville erklärte das für eine plumpe Ausflucht, mit der er sich nicht abgeben lasse. Darüber entbrannte der Streit von neuem mit noch größerer Heftigkeit, sie hielten einander ihre Sündenregister vor. Einer bedrohte den anderen mit Sibirien und dem Zuchthause, und endlich hatte sich Maleville auf den Russe gestürzt, um ihm seine Brieftasche zu entreißen.

Dieser feste sich zur Wehr, und plötzlich sah er die Klinge eines Dolchmessers über sich blitzen.

Maleville, der es verdeckt bei sich getragen, hatte es aus der Scheide gerissen und suchte ihm damit beizukommen.

Die Todesangst gab dem Russe verdoppelte Kräfte, es gelang ihm, dem kleineren, schwächeren Maleville den Dolch zu entreißen und ihn zu Boden zu werfen, und dabei übermannte ihn der Zorn. Blind und toll stach er darauf los, bis sein Gegner keinen Laut mehr von sich gab und blutüberströmt am Boden lag.

Er hatte noch einige Zeit neben seinem Opfer ausgeharrt, um sich zu vergewissern, daß er tot sei. Den Dolch ließ er neben dem Marquis liegen, und die Hände wuschte er an dessen Kleidern ab. Unbemerkt war er aus dem Garten nach dem Bahnhof gekommen. Da er kein Retourbillet in der Tasche hatte und in dem schwach besetzten Zuge ein Coupé für sich allein bekam, konnte er in dem daneben befindlichen Kabinett die Hände nochmals abspülen.

Auch die Unordnung an seinem Anzug und die Blutspuren an seinem Hemd blieben unbemerkt. Auf seinem Zimmer im Hotel du Nord angekommen, zog er das Hemd sogleich aus und verbarg es unterst in seinem Koffer. Es war ihm sicherer erschienen, dieses Zeugnis seiner Tat fern von Berlin und Potsdam zu beseitigen.

Gern hätte er noch in der Nacht die Stadt verlassen, er fürchtete aber, durch einen so plötzlichen Aufbruch sich verdächtig zu machen. Am anderen Morgen hatte ihm dann die Verfübrung seiner Wechsel Schwierigkeiten bereitet, und abends war er verhaftet worden.

Es war bereits zu spät, um Warfok noch an demselben Tage nach Potsdam abzuführen, er ward deshalb für die Nacht in einer Zelle des Gewahrsams der Kriminalpolizei untergebracht. Der Polizeikommissar Meienberg fuhr aber noch mit dem Nachtzuge nach Potsdam zurück; er hatte den Amtsrichter Greger telegraphisch erucht, ihn zu erwarten.

(Fortsetzung folgt.)

## Spruch.

Auf des Lebens rauhem Gang begegnet Jeder einem Engel, der ihn segnet.

Sammer.

## Sommerfahrten 1909.

(3. Fortsetzung)

Unser ungarischer Freund, der eine große Vorliebe für Paris hat, meinte, ich würde von Paris abreisen, ohne es zu kennen. Nun, teilweise mag er recht haben. Um jedoch auch von dem Leben und Treiben auf den Boulevards wenigstens etwas zu sehen, verblieben wir noch privatim einen Tag, den wir zum Planieren benutzten, zum Dinieren in dem einen eleganten Restaurant, zum Soupiere in dem andern, und waren hieron gänzlich befriedigt, so daß, als wir am andern Morgen abreisten, wir froh waren, auch diesen Genuß hinter uns zu haben.

Bei der Rückreise machte sich die Lufttemperatur recht kühlbar, und der Gedanke, demnächst wieder tagelang auf ein heißes, in Tabakwolken gehülltes Coupé angewiesen zu sein, hatte nichts Verlockendes. So beschloßen wir denn, für die spätere Sommerreise ein vaterländisches Gebirge aufzusuchen, um einer langen Eisenbahnfahrt zu entgehen. Der Tabak ist ja leider, selbst bei der kürzesten Fahrt, unvermeidlich; denn wenn wir auch freis „Nichtraucher“ fahren, so müssen wir doch überall die gleiche Erfahrung machen, daß

die Herren Raucher mit Vorliebe nicht etwa ihr Asteil unter Qualm setzen, sondern den Korridor, der doch Gemeingut aller Asteile ist. ...

III.

An dem Entschluß, innerhalb der deutschen Grenzen unsere diesjährige Sommerfrische zu genießen, hielten wir fest, nur das „Wo“ war die Frage; doch auch sie wurde bald gelöst. ...

Krummhübel, dieser beliebte Sommeraufenthalt zu dem man von Girschberg mit einer Kleinbahn gelangt, liegt in einem weiten Tal. ...

im Winter schmilzt die Gemeinde wieder zusammen.

Das Riesengebirge hat sich, trotzdem es viel besucht wird, noch eine gewisse Ursprünglichkeit bewahrt; ich möchte fast glauben, daß dies den noch etwas schwierigen Verkehrsverhältnissen zu danken ist. ...

Vornehm

wirkt ein zartes, reines Gesicht, rosiges jugendfrisches Aussehen, weiße, sammetweiche Haut und ein blendend schöner Teint. Alles dies erzeugt die allein echte Steckenpferd-Lilienmilch-Seife v. Bergmanns & Co., Radebeul, a. S. 50 Pf. über. 3. hab.

Gedanke peinlich, meine Last so direkt anderen Menschen aufzubürden, wenn auch es deren Erwerb ist und, wie behauptet wird, nicht einmal ein sehr anstrengender. ...

Wie sehr uns Deutschen das Wandern im Blute liegt, kann man so recht hier erkennen; ganze Züge von Touristen sieht man, oft mit recht schweren Rucksäcken beladen, mutig die durchaus nicht immer guten, oft recht steilen Wege emporstürmen. ...

die Flagge wehen zum Zeichen, daß kein Quartier mehr zu haben ist; da müssen dann die ihr Zutretenden sehen, auf irgend einer Baude unterhalb Unerkunft zu finden.

Gerade von Brückenberg aus lassen sich viele größere Partien machen; mein lieber Mann steigt denn auch fleißig auf und wandert den beliebtesten Kammweg von einem schönen Punkt zum andern. ...

Wilhelm Paulus, Markneukirchen i. S. No. 568. Amerikanische Musikinstrumente jeder Art zu billigsten Preisen.

Neue Gänsefedern, wie sie von der Gans gepickt werden, mit allen Daunen a. Pfd. 1.50 Btl.

Hienfong-Essenz, nat. im Wein geistl. ber. dest. 1 Dg. 30 Pf. 30 Pf. 30 Pf.

Erstes und billigstes Bettensystem Deutschlands für empfindl. große, neue gestrichelte Betten. Ober- und Unterbett mit 2 Rippen 11,75, 15, 20, 25, 30, 35, 40, 45, 50, 55, 60, 65, 70, 75, 80, 85, 90, 95, 100, 105, 110, 115, 120, 125, 130, 135, 140, 145, 150.

ANZEIGEN haben in diesem Blatt weite Verbreitung

Haarleidenden: die an rapidem Haaransfall, Kahlheit, steckenweise auftretendem Haarschwund, lästiger Schuppenbildung, Kopfschmerzen oder an zurückgebliebenem Bartwuchs kranken, erteile ich, bei kurzer Angabe des Haarleidens, meine Ratschläge wagnlos u. kostenfrei. Dr. med. Fischer, Berlin W. 62 No. 7.

Hienfong-Essenz extra stark Destillat vers. 1 ltr. 2.50, bei 30 Pfd. 6.00 fr. Lab. T.A. Hilbert Fritz, Halle a. S. H. 300 Sorten Harmonikas

Wolf & Comp., Klingenthal Sa., Nr. 703. Harmonikafabrik

Wir verschenken 7000 Uhren! Wir haben uns entschlossen heute bessere Veredelungs-Uhren, 600 Stück zu verachten. Wir verschenken 7000 Uhren! Wir haben uns entschlossen heute bessere Veredelungs-Uhren, 600 Stück zu verachten.

Beachten Sie doch nur einmal die Preise! verehrt Hausfrau, Sie werden dann wohl einsehen, daß Sie bisher viel unnützes Geld zum Fenster hinaus warfen. Kaufen Sie keine Käse, bevor Sie sich nicht von der Qualität unserer Hand-Käse überzeugen! Strickmaschinen mit Mark 30-50 Anzahlung.



